

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 26 (2019)

Heft: 291

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

Das Land der unwahrscheinlichen Möglichkeiten: Diamantenschürfen in Arkansas. Von Thomas Stüssi

42

«Auf der Bühne bin ich kein Verbrecher»: Wie Strafgefangene das Theaterspielen erleben. Von Mirjam Bachtold

44

Struktureller Rassismus: Warum Aufklärungsarbeit Teil der Unterdrückungsspirale ist. Von Serafina Ndlovu

46

0,47

KARAT

WEISS



Baptistenkirche in Murfreesboro.



Standardhaus mit Standardauto in Murfreesboro.

Der Nordteil von Arkansas besteht aus Wald und leichten Hügeln. Mein Assistent ist mit meinem Fahrstil nicht einverstanden, er meint, es sei meine Verantwortung, so unverantwortlich schnell zu fahren, und will damit ausdrücken, dass lieber wieder er fahren würde. Meine Meinung ist, dass wir endlich aus dieser ewigen Schneise rauskommen sollen, es gibt ja eh keinen Verkehr, abgesehen von den mit Baumstämmen beladenen Lastern.

Die Natur hier ist das, was man allgemein als gross bezeichnet. Endloser feuchter Wald, dazwischen manchmal ein paar Koppeln mit Rindern oder Pferden, dann und wann sieht man ein paar Meter in die Weite, sonst nur Bäume und ein schmaler Streifen Himmel über der Strasse, wo normalerweise ein Geier kreist, selten eine kleine Siedlung, die zum Beispiel Delight heisst und meist fast verlassen ist. Die Highways sind die einzigen Linien in der Landschaft, dazwischen Wildnis mit Rehen, Waschbären, Gürteltieren, von denen alle paar hundert Meter eins tot am Strassenrand liegt.

Mit Blech gegen die übermächtige Natur

Grade kommt es mir logisch vor, dass die Leute, die hier leben, mit monströsen Pickups durch die Gegend fahren, die Natur ist hier sehr schön, doch scheint sie alles Menschengemachte stetig zu verschlingen, man wehrt sich mit aufgeblasenem Blech, vielen unsinnigen Pferdestärken, Mäh- und Schneidemaschinen aller Art.

Im Sommer sollen Millionen von Mücken aus den Sümpfen aufsteigen, so dass man Babys nicht draussen lassen kann, weil sie sonst ausgesaugt werden. Diese Information stammt allerdings von jemandem, der uns gefragt hat, ob wir mit dem Auto zurück nach Europa fahren.

Natur wird hier nicht wie bei uns als schützenswert und bedroht gesehen, sondern als Gegnerin der menschlichen Lebensform. Darum kann man alte Traktoren, Bagger und Trucks einfach stehen lassen, wo sie kaputt gegangen sind, da sie sowieso vollständig überwuchert werden, wie wahrscheinlich bald auch die sich entleerenden Siedlungen.

Baptisten, die wegen ihres Glaubens aus Europa geflohen sind, besiedelten den heute sogenannten Bibelgürtel, der von der Ostküste über Arkansas bis nach Texas reicht. Konservatives Kernland mit vielen Kirchen, massivem Übergewicht der Bewohner und in Murfreesboro, wo wir die letzte Zeit verbrachten, auch einem Alkoholverbot.

Wie sucht man etwas, das man nicht kennt?

In den vergangenen zwei Wochen haben wir hier im Dreck gewühlt, um Diamanten zu suchen, am einzigen Ort auf dem Planeten, an dem es als Privatperson gefahrlos möglich ist, Diamanten zu schürfen, im Crater of Diamonds State Park in Murfreesboro, Arkansas, USA.

Der Grund für dieses Projekt ist, dass ich vor ein paar Jahren die Idee hatte, aus einem

Diamanten einen Bleistift zu machen, um damit wieder Diamanten zu zeichnen. Graphit, der Rohstoff, aus dem Bleistiftminen bestehen, und Diamant sind die zwei natürlichen Formen von elementarem Kohlenstoff. Es besteht zwischen ihnen nur der Unterschied einer stabilen Unordnung. Diamant hat eine hyperordentliche Struktur, die selten vorkommt, darum viel wert ist und schön funkelt, Graphit eine, die nicht so stabil ist. In der Industrie wird Graphit unter hohem Druck und grossem Aufwand zu Diamant umgeformt, der umgekehrte Weg ist auch möglich und theoretisch um einiges einfacher. Praktisch habe ich es noch nicht ausprobiert, aber das wird in naher Zukunft geschehen.

Es war seltsam und anstrengend, etwas zu suchen, das man eigentlich nicht kennt und von dem man nicht genau weiß, wie es aussieht. Die Diamantschürfer sagten: Wenn du einen siehst, weißt du, dass du einen hast. Aber nach ein paar Tagen schaufeln, sieben, schürfen und eingehender Betrachtung und Beratung über jedes halbtransparente Steinchen, habe ich angefangen zu zweifeln, ob wir wirklich wissen, wonach wir suchen. Oder überhaupt fähig sind, etwas zu finden, das man so noch nicht gesehen hat.

Ein anderer Schürfer meinte: Der Schlüssel dazu, einen Diamanten zu finden, ist, dass es keinen Schlüssel gibt. In diesem Sinn haben wir stur weiter gemacht: Gewannen Routine in der Handschürftechnik und entwickelten einen Blick für die vielversprechendsten Ansammlungen von Kies im Schmodder. Grob überschla-



Der am 23. April gefundene Diamant.



Shirley Strawn (links) hat den grössten Diamanten gefunden, der heute in der Mine ausgestellt ist.

gen haben wir in 13 Tagen in der Mine etwa sechs Tonnen Material von Hand durchgearbeitet, was sich in Verspannungen und morgendlichen Gliederschmerzen niederschlug. Wir wurden immer stummer und meistens taub für die sich ähnlicher werdenden Geschichten über spektakuläre Funde, die sich die Diamantsucher an den Waschträgen erzählten.

Das Land der unwahrscheinlichen Möglichkeiten

Die ganze Sache kam mir immer mehr vor wie eine Metapher auf mein Leben, immer auf der Suche nach irgendwas, von dem ich nicht genau weiß, was es ist, und auch nicht weiß, ob ich es überhaupt finden kann. Aber wir sind ja in den USA, und wie in vielen Hollywoodfilmen müssen die Helden erst mal ein bisschen untendurch, um dann im letzten Moment ins Happyend entlassen zu werden.

Nachdem ich die Hoffnung endgültig aufgegeben hatte, etwas zu finden und wir nur noch unmotiviert die letzten Eimer vor der Abfahrt abarbeiteten, war auf einmal einer da, lag oben auf dem gesiebten Kies und glitzerte wie nichts anderes. 0,47 Karat weiß, und wenn auch sehr klein, so doch der grösste Diamant, der auf der Anzeigetafel über die letzten Funde verzeichnet war.

Der Assistent fährt und die Landschaft öffnet sich, weniger Bäume, es wird flacher. Das ist der Anfang der grossen Ebenen, die sich bis zu den Seen und dem Rustbelt im Norden

hinziehen. Rechtwinklige Felder und Silos, die aussehen wie Atomraketen. Hier wird das Kohlenhydrat für den immensen Appetit der Amerikaner produziert. Das jetzt noch zarte Grün auf den Feldern wird sich zu Weizen, Mais oder Soja auswachsen und sich dann, nach einigem chemischen oder biologischen Umformen, als Fett an den Körpern der Leute niederlassen.

Unser nächstes Ziel ist Dearborn in Missouri mit 470 Einwohnern, wo ein Bekannter aus St.Gallen mitten in dieser leeren Landschaft einen Lebenspartner gefunden und geheiratet hat. Die beiden liegen 40 Jahre auseinander, der eine Farmer, der andere Sprayer. Wenn ich mir das jetzt so bedenke, scheinen die USA, wenn schon nicht das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, dann zumindest das Land der unwahrscheinlichen Möglichkeiten zu sein.

Thomas Stüssi, 1978, ist Künstler und lebt in Teufen. Er war diesen Frühling in Arkansas.

«AUF DER BÜHNE BIN ICH KEIN VERBRECHER»

In *Der Sturm von Sasà* spielen St.Galler Asylsuchende Strafgefangene, die Shakespeare proben. Nach den St.Galler Vorstellungen haben sie das Stück in Lenzburg vor Straftätern gespielt, die selbst Theatererfahrung haben.

Text: Mirjam Bächtold



Warten auf Godot war 2011 die erste neue Inszenierung in Lenzburg nach langer Pause. (Bilder: pd)

In einem Gefängnis über Freiheit zu sprechen, ist sehr schmerhaft. Das sagt einer der Darsteller auf der Bühne in der Sporthalle der Justizvollzugsanstalt (JVA) Lenzburg. Im Publikum sitzt Jo. Er weiss, für ihn gibt es keine Freiheit mehr. «Ich werde im Gefängnis sterben.» Und obwohl es ihn schmerzt, daran erinnert zu werden, schaut er sich das Stück *Der Sturm von Sasà* an, das auch ein Straftäter geschrieben hat: Salvatore Striano. Striano kam bereits als Jugendlicher auf die schiefe Bahn in den Strassen Neapels. Im Hochsicherheitstrakt lernte er den Regisseur Fabio Cavalli und durch ihn Shakespeare kennen. In seinem ersten Buch schildert er seine Wandlung vom Mafiamitglieder zum Schauspieler.

Auf der Bühne in der JVA Lenzburg stehen aber keine Mitgefangeenen von Jo. Es sind Asylsuchende und Flüchtlinge aus St.Gallen und Umgebung, die für die Aufführung nach Lenzburg eingeladen wurden.

«Ein Spaziergang ist mein Luxus»

Der Ostschweizer Regisseur Pierre Massaux hat Strianos Buch für die Bühne adaptiert. Im April und Mai führte die Theatergruppe das Stück in St.Gallen auf. Zufällig habe er in einem Artikel gelesen, dass die JVA Lenzburg selbst mit den Gefangenen Theaterstücke inszeniere, sagt Massaux. Da *Der Sturm von Sasà* das Thema Theater im Gefängnis aufnimmt, schrieb er den Direktor Marcel Ruf an und schlug ihm vor, in Lenzburg zu spielen. Den Insassen des zweitgrössten Männergefängnisses der Schweiz stand es frei, ob sie das Stück besuchen wollten oder nicht. 32 von den 360 meldeten sich an.

«Medien beschreiben Gefängnisse oft als Fünfsternehötel auf Kosten der Steuerzahler», sagt der 53-jährige Jo. «Aber das stimmt nicht. Wenn wir telefonieren wollen, müssen wir drei Tage vorher einen Antrag stellen. An den Wochenenden sind wir täglich 17 bis 18 Stunden in den Zellen. Luxus ist für mich, wenn ich im Innenhof spazieren gehen kann.» Oder: Theater zu schauen.

Während der Aufführung ist es hell in der Turnhalle. Die Darsteller stehen knapp zwei Meter von der ersten Reihe entfernt und können die Zuschauer sehen. «Ich habe ihnen angemerkt, dass sie nervös waren. Es war sicher nicht einfach für sie, vor echten Straftätern selbst Straftäter zu spielen», sagt Jo. Im Stück proben die Asylsuchende als Gefängnisinsassen Shakespeares *Sturm*. Auch darin geht es um Freiheit. Jo erinnerte es an seine Rolle in der letzten Inszenierung in der JVA Lenzburg, als er den Erzähler in der Produktion *In der Mühle* nach dem Jugendbuch *Krabat* von Otfried Preussler verkörperte. «Am Schluss hätte ich sagen sollen: «So erlangen wir unsere Freiheit wieder», aber das konnte ich nicht», sagt er. So passte er den Satz an und sagte statt «unsere» «die Freiheit».

Auf der Bühne zeigen die Asylsuchenden, wie Salvatore Striano, genannt «Sasà», durch Shakespeare gelernt hat, seine Rachegefühle abzulegen und zu vergeben. Jo schüttelt den Kopf. «Ich kann mir für das, was ich getan habe, nie vergeben.»

Erinnerung an Entführung

Basir Imamzada spielte in der Inszenierung *Sasà*. «Wir erhielten sogar Szenenapplaus, das war schön», sagt der Afghane. Wie jeder Besu-

cher der JVA musste auch er am Eingang seinen Ausweis und sein Handy abgeben. Musste durch einen Metallendetektor gehen. Dann hatte die Gruppe kurz Zeit, zu proben, sich im neuen Raum zurechtzufinden.

Nebst dem Spiel waren für Basir Imamzada vor allem die Gespräche mit den Gefangenen nach der Aufführung bereichernd. «Dieses Stück passt gut hierher, denn hier wissen die Zuschauer wirklich, was Freiheit bedeutet», sagt er. Doch der Besuch hatte für ihn auch einen negativen Beigeschmack. «Nach etwa drei Stunden begann ich mich unwohl zu fühlen. Ich hatte grosses Verlangen, einfach nach draussen gehen zu können.» Die Erinnerung an Afghanistan holte ihn im Gefängnis ein. Er war nie in einem offiziellen Gefängnis, aber er war von Rebellen der Taliban entführt worden: «Sie hielten mich mehrere Tage lang fest und folterten mich. Ich weiss bis heute nicht, wo ich war.» Nach der Aufführung sei er froh gewesen, wieder nach draussen gehen zu können.

Theater ist keine Kuscheljustiz

Dass eine Theatergruppe von aussen in die JVA Lenzburg eingeladen wurde, war eine Premiere. Das Gefängnis hat aber eine lange Tradition mit eigenen Theaterinszenierungen. Wann sie begann, sei aus den Jahresberichten der 1864 erbauten JVA nicht mehr erkennbar, sagt Direktor Marcel Ruf. 1967 fand für viele Jahre die letzte Inszenierung statt. Das Stück *Hoffnungslos?* hatte einer der Insassen geschrieben. Die Aufführungen fanden im Kirchenraum statt, was danach wegen mangelnder Brandschutzvorkehrungen von den kantonalen Behörden untersagt wurde. Erst im Jahr 2011



In einer eigenen Version von Schillers *Wilhelm Tell* bringen die Gefangenen den Nationalhelden vor Gericht.

nahm Marcel Ruf das Theaterspielen mit Gefangenen wieder auf.

Das Gesetz schreibt sinnvolle Freizeitbeschäftigungen im Strafvollzug vor. «Theater verbindet verschiedene Ebenen: Bewegung, Koordination und Kopfarbeit beim Textlernen. Zudem fördert es den Teamgeist», nennt der Direktor die Vorteile. Darüber hinaus stärkt es das Selbstvertrauen der Darsteller, wenn sie erleben, dass sie über Monate etwas erarbeiten können, das dem Publikum gefällt. «Für einige ist es das erste Mal überhaupt, dass sie etwas Positives auf die Beine gestellt haben.»

Zum Vorwurf, Theater im Gefängnis sei Kuscheljustiz, sagt Marcel Ruf: «In vielen europäischen Justizvollzugsanstalten wird schon lange Theater gespielt. Und im strengen St. Quentin State Prison in Kalifornien gibt es sogar eine Shakespeare-Theatergruppe. Außerdem ist das Einstudieren der Texte alleine in der Zelle mühsame Arbeit, vor allem, wenn die Insassen nicht gut Deutsch sprechen.» Und es braucht Mut, als Straftäter vor das Publikum zu treten und sich ein Stück weit zu demaskieren.

Den Anstoss zur Wiederaufnahme 2011 hatte der damalige künstlerische Leiter des Theaters Marie in Aarau, Nils Torpus, gegeben. Er war auf Marcel Ruf zugekommen und hatte ihm vorgeschlagen, mit vier Gefangenen Samuel Becketts Stück *Warten auf Godot* zu inszenieren. Das Stück wurde im Gewächshaus der JVA öffentlich aufgeführt. Es folgten im Zweijahresturnus *Wild at Heart*, *Die Geschworenen*, *Wilhelm Tell vor Gericht* und letzten Dezember *In der Mühle*, alle inszeniert von der Regisseurin Annina Sonnenwald.

«Mittlerweile haben wir ein Stammpublikum von rund 1000 Personen. Wir finanzieren

die Theaterkosten über die Einnahmen der Eintritte», sagt Ruf. Im Gegensatz zu sonstigen Theaterinszenierungen wird das Publikum hier nur auf Anmeldung eingelassen und vorher kontrolliert.

Freiheit auf der Gefängnisbühne

Bei den beiden letzten Inszenierungen war Osman in kleinen Rollen dabei. Der Kosovare ist seit vier Jahren und acht Monaten in der JVA Lenzburg und wird demnächst entlassen. Er stand im Gefängnis zum ersten Mal überhaupt auf einer Bühne. Für ihn waren die Probenarbeit und die Inszenierung eine gute Erfahrung. «Während dieser Zeit konnte ich vergessen, dass ich im Gefängnis bin», sagt der 37-Jährige.

Jo war ebenfalls bei beiden Stücken dabei, bei *Wilhelm Tell vor Gericht* spielte er den Strafverteidiger des Nationalhelden und bei *In der Mühle* den Erzähler. «Auf der Bühne bin ich nicht Straftäter, dann bin ich in der Rolle», sagt er. Die Regisseurin hat die Darsteller nicht einfach in die Rolle gedrängt, sondern liess sie auch eigene Vorschläge einbringen. «Das war eine kleine Freiheit, trotz der Umstände hier.» Das Schöne waren für ihn jeweils die Reaktionen des Publikums, die dachten, er sei ein echter Strafverteidiger. «Viele denken, im Gefängnis sitzen nur Monster. Wenn ich dann sage, weshalb ich hier bin, ist die Reaktion: „Aber du siehst so normal aus.“ Das möchte ich mit dem Theaterspielen zeigen: Wir haben etwas Schlimmes getan und sind zu Recht hier. Aber wir sind auch Menschen.»

Bei *Wilhelm Tell vor Gericht* war auch Pablo dabei, er spielte den Staatsanwalt, der den Nationalhelden vor Gericht brachte. «Wir

durften unsere Plädoyers selbst schreiben und es entstanden richtige Streitgespräche zwischen Jo und mir», erzählt der 40-Jährige, der noch für viele Jahre hinter Gittern bleiben muss. «Es brauchte viel Überwindung, einen Staatsanwalt zu spielen, die schlimmste Person, die es für Insassen gibt. Umso schöner war der Applaus meiner Kollegen.» Das Erarbeiten dieser Rolle habe ihm viel gebracht. «Wir sind hier in sehr engen Strukturen eingeschlossen, auch geistig. Nach einer gewissen Zeit wird man denkfaul, pragmatisch, man resigniert. Das Theater hat mich gezwungen, über meinen geistigen Tellerrand hinauszuschauen.»

Das schönste Kompliment sei für ihn gewesen, als ihn zwei Theaterschaffende nach der Aufführung fragten, ob er für weitere Stücke verfügbar sei, erzählt Pablo. «Sie dachten, ich sei ein Profischauspieler, das war toll. Das war nicht mehr ich, der Straftäter.» Beim Theaterspielen findet Pablo auf der Gefängnisbühne ein Stück geistiger Freiheit. «Da kann ich über das Bisschen, das ich noch bin, hinauswachsen.»

RASSISMUS UND SOLIDARITÄT

Die tägliche Diskriminierung: Warum Auf- und Erklärungsarbeit auch Teil der Unterdrückungsspirale ist. Text: Serafina Ndlovu

Alle paar Monate erlebe ich schwerwiegende rassistische Übergriffe. Als Kind auf dem Schulhof, heute fast überall. Ich wurde auf offener Strasse bespuckt, geohrfeigt, beschimpft, meine weisse Mama wurde gefragt, ob sie mich irgendwo gekauft habe. Dies und alles, was ich nicht aufgezählt habe, geschah im öffentlichen Raum, im Bus oder am Bahnhofplatz zu Stosszeiten. Und nicht ein einziges Mal ist mir ein*e Zeuge*in zur Seite gestanden (Die unzähligen alltäglichen, subtilen und schleichenden Übergriffe sind hier nicht mitgezählt).

Für mich gibt es in der Migros keine Haarprodukte. Es gibt nur die für «normales» Haar, was auch immer das sein soll. Fremde sprechen mich, wenn überhaupt, auf Hochdeutsch oder Englisch an, und wenn ich Menschen, die ich nicht kenne, erzähle, dass ich im Bachelorstudium bin, gratulieren sie mir begeistert. Schon die Tatsache, dass ich diese Erlebnisse hier auflisten muss, um mir die Begründigung einzuholen, über Rassismus zu schreiben, ihn zu benennen, macht dieses Land, mich und dich rassistisch.

Strukturell sind diese Vorfälle, weil genau diese Täter*innen meine Selbstwahrnehmung mein Leben lang so geprägt haben, dass ich bei Attacken zurückweiche, Recht gebe, mich klein mache, zum Schutz. Selbstunterdrückung anstelle von Selbstwert ist eine Konsequenz von strukturellem Rassismus. Sich internalisierte Unterdrückungsformen anzueignen, um einen allfälligen Übergriff jederzeit abschwächen zu können, ist ein Mechanismus, den ich bei mir als schwarze Schweizerin und auch bei vielen anderen People of Color (PoC) und anderweitig marginalisierten Menschen beobachte.

In der Schweiz gibt es kaum Communities von schwarzen PoC. Das hat auch damit zu tun, dass wir Rassismus kaum beim Namen nennen und ihn somit inexistent machen. Das geht so weit, dass sich PoC nicht zusammenschliessen, weil das nicht benannte Problem von allen nicht Betroffenen, aber (Mit)schuldigen irrelevant gemacht oder marginalisiert wird. Das wiederum zeigt auf, wie gewalttätig unser westliches Denken denen gegenüber ist, die in diesem Verständnis «schwächer» sind als die breite Masse. Wer gegen den Strom ein Unbehagen äussert, ist schwach und wird zurückgelassen.

Diesen Frühling habe ich das erste Mal in meinem Leben erkannt, dass es nicht in Ordnung ist, wie ich normalerweise in der Öffent-

lichkeit behandelt werde. Ich möchte nicht weiter auf den Übergriff, der an einem Konzert stattgefunden hat, eingehen, weil ich ihm hier keinen Raum geben will. Dieser kurze Vorfall hat mich ungefähr zwei Wochen Wiederherstellungsarbeit, Vertrauensaufbau und Selbsttherapie gekostet, um wieder ähnlich wie davor weitermachen zu können.

«Gewaltdynamiken, das machen soziologische Untersuchungen deutlich, weisen nicht als Pfeil von Täter zu Opfer, sondern haben die Form eines Triangels», schreibt Sasha Marianna Salzmann, im Buch *Eure Heimat ist unser Alptraum*. «Diskriminierung, Ausgrenzung und Zerstörung finden demnach in einem Spannungsfeld von drei Parteien statt: die angegriffene Person, der die Angreifer_in und als Drittes die Gruppe, die sich nicht zu der angegriffenen Person stellt. Die wegsieht, die behauptet, nichts sei geschehen. Die versucht, das Geschehene unkenntlich zu machen, und dem Opfer zuredet, es solle kein Aufsehen erregen,

als nicht valide zu werten, weil sie sich meine Realität nicht vorstellen können, zeigt, dass ihre Privilegien sie stumpf gemacht haben. Und dass sie nur eine Art von Wissen kennen, nämlich ein von weissem, westlichem Denken geprägtes.

Ein Problem an Rassismus und an anderen Diskriminierungsformen ist, dass wir ihnen hässliche Fratzen zuschreiben, sie verteufeln und somit die nötige Arbeit und Selbstdrefektion verneinen: Rassistisch sind Nazis, der KKK, die AfD und SVP – aber sicher nicht wir. Genauso halten wir die Erkenntnis, dass wir in einem rassistischen Konstrukt nicht in der Lage sind, nicht rassistisch zu sein, weit weg von uns und nehmen uns auch nicht der antirassistischen Haltung an, die zur Auflösung dieser Unterdrückung führen würde. Solidarität ist eine Aktion, ist Arbeit, kein Stempel und keine Entscheidung, die Bequemlichkeit zulässt.

Mein Ziel ist nicht, weisse Menschen – nicht alle weissen Menschen – anzuklagen. Ich bin es nur satt, meine Traumata zu Unterhal-

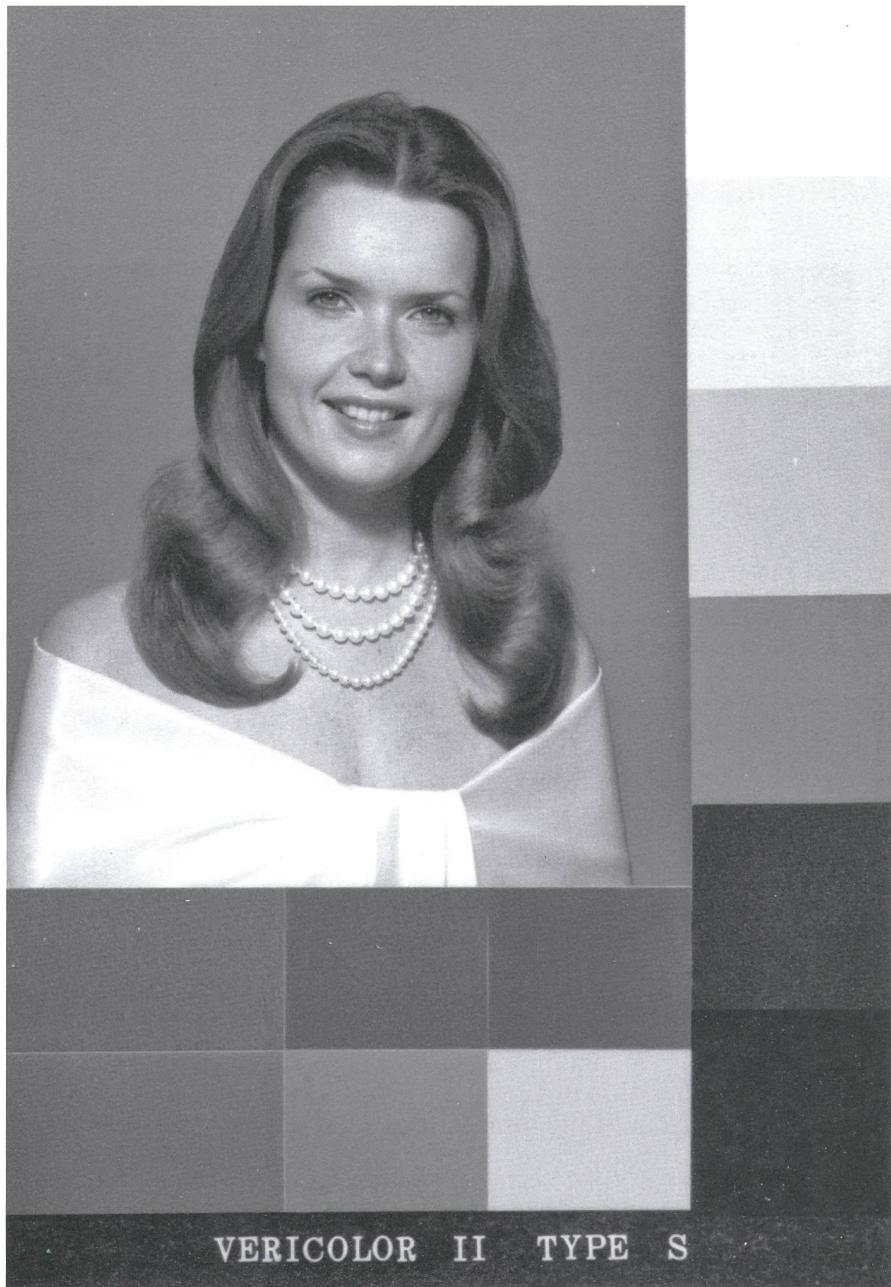
The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House. – Audre Lorde

indem es den Übergriff publik macht. Für die angegriffene Person kommt das unmittelbare Übel von dem _der Angreifer_in, das nachhaltige jedoch von der Gruppe, die wegschaut. Für sie ist es keine Überraschung, von jemandem attackiert zu werden, der voller Hass auf ihren Lebensstil ist. Dass aber Menschen zuschauen und nicht eingreifen, nicht helfen, vielleicht im Nachhinein sogar das Geschehene leugnen, verursacht die Verletzung, die sie in ihrem Grundvertrauen erschüttert.»

Die traumatischen Erlebnisse, die mein gesamtes Leben gezeichnet haben und somit die Frage nach der Existenz von Rassismus beantwortet haben sollten, sind offenbar nur dann der Rede wert, wenn sie von weissen Menschen validiert werden. Das geschieht – sofern die Person dazu die nötige Lust verspürt – nur dann, wenn ich ihnen meine Erlebnisse in mundgerechten Stücken verfüttete, so formuliere, dass meine Argumente einleuchten und nach einem langen Schweigen als Grund genug anerkannt werden, dass dieser besondere Spezialfall ja schon rassistisch konnotiert hätte sein können. Dass sich Menschen erlauben, meine Aussagen

tungs- oder im besten Fall zu Bildungszwecken zur Verfügung zu stellen. Ich versuche, hier Beziehungen zu führen, zu leben, zu sein. Nur machen selbst meine vertrautesten Bezugspersonen immer und immer wieder dieselben Schritte vor und anschliessend wieder zurück. Ich kann und will diese Erklärungsarbeit nicht mehr leisten. People of Color haben sich mit der Benennung von Unrecht nicht bereiterklärt, ihre Traumata öffentlich zu präsentieren. Die Äusserung von Unbehagen ist kein Angebot für Bildung, sondern ein Hilferuf nach echter Solidarität.

Ich nenne das die Unterdrückungsspirale: Wenn meine weissen Mitmenschen meine Verletzung oder mein Misstrauen nicht nachvollziehen können, erwarten sie von mir Auf- und Erklärungsarbeit. Was aber bei mir nur zur Reproduktion traumatischer Erlebnisse führt, nur damit die besagte Person sich für ach so aufgeklärt hält. Dass dies eine weitere Form von Ausbeutung und Unterdrückung von unsichtbar gemachten Menschen ist, wird grundsätzlich nicht bedacht. Damit wird Unterdrückung zum Problem der Unterdrückten gemacht, statt dass sich die Täter*innen selbst hinterfragen.



Weisse Haut als Norm: Das Bild zeigt das Modell Shirley Page, deren elfenbeinfarbener Teint Jahrzehntelang als Standard bei der Filmentwicklung galt. Seit Mitte der 50er-Jahre benutzte Kodak sogenannte «Shirley-Cards» zur Kalibrierung der Farbtöne und verteilte sie als Referenz in ztausende Fotolabore weltweit. Dabei wäre eine Ausrichtung auf das ganze Spektrum der Hauttöne damals technisch schon möglich gewesen. Afroamerikanische und asiatische Fotografen entwickelten die Technik in den späten 50er-Jahren weiter. Kodak berücksichtigte erst ab 1995 die ethnische Vielfalt und legte eine Shirley-Card mit drei Models unterschiedlicher Hautfarbe auf. (co)

Ich habe vor einigen Wochen mit meiner Mama über Rassismus gesprochen. Ihr erklärt, dass sich die Anzahl Menschen, denen ich mittlerweile noch vertrauen kann, immer verkleinert und sie gebeten, sich mit meiner Realität auseinanderzusetzen. Ich habe ihr erklärt, dass ich unsere Beziehung gefährdet sehe, wenn sie irgendwann nicht mehr versteht, warum ich der Schweiz gegenüber bitter werde. Am selben Abend noch hat sie sich drei Ebooks gekauft und ist seither zur Antirassismus-Aktivistin geworden. Ohne dass ich ihr auch nur einmal erklären musste, weshalb die Auseinandersetzung mit diesem Thema auch für sie als Weisse relevant ist. Meine Mama ist und war schon immer mein Vorbild. Es sollten sich mehr Menschen eine Scheibe von ihr abschneiden und mit ihrem Unwissen so umgehen, wie sie es tut.

Es gibt unzählige Medien, auf die mensch ungehindert jederzeit zurückgreifen kann, um dazuzulernen. Zahlreiche Menschen haben aus ihren Erfahrungen Texte, Bücher, Sendungen erarbeitet und zur Verfügung gestellt, die für diese Aufklärung verwendet werden können. Es gibt also keinen Grund, dort nachzubohren, wo versucht wird, zu heilen.

Sich mit meiner Realität auseinanderzusetzen tut weh. Vor allem mir, immer und immer wieder, nur wird sich an diesem Zustand nichts ändern, solange wir nicht laut werden, nicht sichtbar werden. Antirassistisch zu leben heißt, Spielverderber*in zu sein. Heißt präsent zu sein, heißt, eigene Privilegien für jene einzusetzen, denen diese fehlen.

Ich sehe die Schweizer Neutralität als Mechanismus, der direkt mit der Unterdrückung von Schwächeren, global sowie lokal in Verbindung steht. Wir sind abgeschottet von den Auswirkungen unserer Handlungen, Neutralität ist eine feige Haltung und ich bin nicht bereit, diesen Zustand weiterhin zu tolerieren. Wir müssen aufhören, unsere Privilegien auf der Unterdrückung unserer Mitmenschen aufzubauen, um unseren Wohlstand zu sichern. Nicht nur für den Rest der Welt, sondern auch für uns selbst. Weil wir einsehen müssen, dass unsere Leben keine isolierten Realitäten sind, sondern dass wir einander beeinflussen, und zwar in allem, was wir tun, immer.

Serafina Ndlovu, 1995, studiert Prozessgestaltung am Institut HyperWerk an der Hochschule für Gestaltung und Kunst (HGK) in Basel. Dieser Text erscheint auch in der Jahrespublikation 2019 des HyperWerks.

Openair in der Lokremise
11.Juli –
10. August
2019

KINOK cinema

11.7. 21.45 Uhr
OSS 117: Le Caire, nid d'espions
FR 2006
99 min, O/d
Regie: Michel Hazanavicius

18.7. 21.45 Uhr
The Russia House
US 1990
123 min, O/d
Regie: Fred Schepisi

25.7. 21.45 Uhr
Arabesque
US 1966
105 min, E/d
Regie: Stanley Donen

1.8. 21.45 Uhr
Atomic Blonde
DE/SE/US/HU 2017
115 min, O/d
Regie: David Leitch

8.8. 21.45 Uhr
The Tailor of Panama
US/IE 2001
109 min, O/d
Regie: John Boorman

12.7. 21.45 Uhr
Hopscotch
US 1980
106 min, O/d
Regie: Ronald Neame

19.7. 21.45 Uhr
Mission: Impossible
US 1996
110 min
Regie: Brian De Palma

26.7. 21.45 Uhr
Modesty Blaise
UK 1966
119 min, O/d
Regie: Joseph Losey

2.8. 21.45 Uhr
Le Magnifique
FR/IT 1973
95 min, O/d
Regie: Philippe de Broca

9.8. 21.45 Uhr
The Third Man
UK 1949
104 min, O/d
Regie: Carol Reed

13.7. 21.45 Uhr
Spy Game
DE/US/JP/FR 2001
126 min, O/d
Regie: Tony Scott

20.7. 21.45 Uhr
Spy: Susan Cooper Undercover
US/UK/FR/HU/DE 2015
119 min, O/d
Regie: Paul Feig

27.7. 21.45 Uhr
The Spy Who Loved Me
UK 1977,
125 min, O/d
Regie: Lewis Gilbert

3.8. 21.45 Uhr
The Constant Gardener
UK/DE/US/CN/KE 2005
129 min, O/d
Regie: Fernando Meireilles

10.8. 21.45 Uhr
North by Northwest
US 1959
136 min, O/d
Regie: Alfred Hitchcock

Bei schlechtem Wetter werden die Filme im Kinosaal gezeigt.
Weitere Informationen zu den Filmen finden Sie auf www.kinok.ch.

KINOK | LOK

Saiten

Workshop

Nachrichtenkompetenz

Eine Medienwerkstatt für Schulen und Organisationen

Journalismus hat in den letzten Jahren eine eigentümliche Prominenz erfahren. Irgendwo zwischen Retterin der Demokratie und vierter Staatsgewalt verortet, herausgefordert durch Fake News und Mircotargeting, kämpft Journalismus um Glaubwürdigkeit und Reichweite.

Nachrichtenkompetenz hilft einer aufgeklärten Gesellschaft, sich im riesigen Angebot von Zeitungen, TV- und Radioprogrammen, Onlineangeboten und Social-Media-Kanälen zurechtzufinden.

Mehr wissen: saiten.ch/medienwerkstatt

Saiten hat deshalb anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums eine Medienwerkstatt zur Nachrichtenkompetenz initiiert und in Kooperation mit dem Lehrer und Journalisten Christian Müller erarbeitet.

Sie richtet sich – entsprechend angepasst – an Schulen der Sek I und Sek II, Berufsschulen oder Fachhochschulen. Auch Unternehmen und Organisationen können die Medienwerkstatt buchen.